

Workshop-Reihe: New Topics INKLUSION

– Tagungsbericht –

Seit Inkrafttreten der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland sind die Landesschulsysteme aufgefordert, Formen inklusiver Bildung zu entwickeln und zu implementieren. Zugleich stellt sich die strukturelle Verbesserung der Bildungsteilhabe aller Schüler*innen auch vor dem Hintergrund von Flucht und Migration als drängende gesellschaftliche Aufgabe dar, die nicht allein die politische Ebene und die Institutionen der Lehrer*innenbildung zum Handeln auffordert, sondern gleichermaßen auch Schulleitungen als Akteure einzelschulischer Entwicklungsprozesse sowie jede einzelne Lehrkraft in ihrem täglichen Unterrichtshandeln betrifft.

Der Arbeitsbereich „Inklusion, Diversität Heterogenität“ der Tübingen School of Education veranstaltete daher im Wintersemester 2017/18 eine 3-teilige Workshop-Reihe, um angesichts der öffentlichen Debatte über die Möglichkeiten und Schwierigkeiten von ‚Inklusion‘ und der zentralen gesellschaftlichen Bedeutung erfolgreich verlaufender Bildungsprozesse eine Plattform für den fachlichen Austausch zwischen Wissenschaftler*innen, Lehrkräften, Multiplikator*innen in der Lehrer*innenbildung, Vertreter*innen der Schulverwaltung sowie weiteren interessierten Akteur*innen des Feldes zu bieten. Die „New Topics INKLUSION“ bildeten dabei eine themenspezifische ‚Unterreihe‘ der im Zeitraum Sept. 2017 bis Mai 2018 an der Tübingen School of Education durchgeführten Veranstaltungsreihe „New Topics Lehrer*innenbildung“. Ziel der auf ‚Inklusion‘ fokussierten Workshops war es insbesondere, eine kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit zentralen Fragen anzuregen, die mit der Umsetzung von Inklusion im Kontext allgemeinbildender und beruflicher Gymnasien sowie Gemeinschaftsschulen aufgeworfen sind. Mit dem Fokus auf gymnasialen Inklusionsstrategien, dem Umgang mit sprachlicher Heterogenität sowie den Herausforderungen, die der Gegenstand ‚Inklusion‘ in der fachdidaktischen Umsetzung bereithält, setzten die Veranstaltungen sehr verschiedene Schwerpunkte und versuchten bewusst ganz unterschiedliche, bislang kaum miteinander in Verbindung stehende Akteur*innen des Feldes aufeinander zu beziehen und in einen gemeinsamen Diskussionszusammenhang zu bringen. Somit sollte auch die Breite der Aufgaben angedeutet werden, die sich auf dem Weg in ein inklusives Bildungssystem stellen und die eine Vernetzung und deutlich engere Zusammenarbeit aller Beteiligten erfordern, als dies bis dato der Fall ist.



Eröffnet wurde die Reihe mit dem Workshop „**Diversity und Inklusion im Kontext gymnasialer Bildung: Herausforderungen und Perspektiven**“, der die Ebene der Einzelschulentwicklung in den Blick nahm und sich mit der besonderen Rolle befasste, die Gymnasien im Kontext von Inklusion spielen. Im ersten Beitrag näherte sich die Bielefelder Erziehungswissenschaftlerin Beate Wischer dem Thema aus einer organisationstheoretischer Perspektive



und kritisierte die auch in der wissenschaftlichen Literatur dominierende „pädagogische Programmatik“, der zufolge sich ein inklusives Bildungssystem insbesondere durch Einstellungsänderung der unterrichtenden Lehrkräfte erreichen ließe. Anstatt sich auf diese schwerlich zu beeinflussende ‚black box‘ zu fokussieren (und damit letztlich den einzelnen Lehrer*innen die Verantwortung für ein Gelingen bzw. Scheitern von ‚Inklusion‘ zuzuschreiben), plädierte die Expertin für Heterogenität und Schulentwicklung dafür, sich stärker mit der Eigendynamik der Schule als Organisation sowie den formalen und informellen Gestaltungsspielräumen dieser, die Unterrichtspraxis rahmenden Mesoebene auseinanderzusetzen. Organisatorische Maßnahmen ermöglichten es allererst, Verhaltens- (statt: Einstellungs-) Änderungen aller angestellten Lehrkräfte durch einzelschulische Entwicklungsprozesse (z.B. die Verankerung schulischer Förder-

konzepte, die Festlegung von Zuständigkeiten und Kommunikationswegen, von formalen Anforderungen an Kompetenzen, Qualifikationen und Aufgaben des institutionellen ‚Personals‘) dauerhaft einzuleiten und zu etablieren. Dem im pädagogischen Inklusionsdiskurs vorherrschenden Fokus auf wertegeleitetes Personenhandeln setzte sie damit das organisierte Auftragshandeln der Lehrkräfte als zentralen Faktor entgegen. Dieser Perspektivwechsel entlastet nicht nur die einzelnen Lehrer*innen – wie auch spätere Diskussionsbeiträge zeigten – von gänzlich überzogenen Erwartungen, sondern weist auf vorhandenes Entwicklungspotential der Einzelschulebene hin, das insbesondere darin besteht, durch Institutionalisierung inklusionsförderlicher Strukturen eine operative Verbindlichkeit für alle Kolleg*innen zu schaffen, ohne in geradezu ideologischer Manier an die Einnahme einer bestimmten Haltung appellieren zu müssen.

Auch wenn sich die zwei Stuttgarter Schulleiter Norbert Edel (Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium) und Thomas Mästle (Helene-Schoettle-Schule, SBBZ geistige Entwicklung) in der sich anschließenden Vorstellung ihres kooperativen Inklusionsprojekts an einem Bad Cannstätter Gymnasium im Rückgriff auf die von Wischer herausgearbeitete organisationstheoretische Unterscheidung von öffentlichkeitswirksamer „Schauseite“ und formaler Seite der Schulorganisation immer wieder selbstironisch fragten, ob sie nun lediglich das pädagogische (Wunsch-) Programm oder die tatsächliche Struktur ihrer gelingenden inklusiven Kooperation präsentierten, spiegelte die Darstellung der konkreten Organisation ihrer pädagogisch-professionellen Zusammenarbeit doch beispielhaft die von der Bielefelder Forscherin geforderte schulanalytische Herangehensweise an die Gelingensbedingungen von ‚Inklusion‘ jenseits aller normativ aufgeladenen Programmatik wider. Dies bestätigten auch die interessierten Diskussionsbeiträge der Workshopbesucher*innen, darunter zahlreiche regionale Schulleitungen und Lehrkräfte aus allgemeinbildenden und beruflichen Gymnasien sowie Gemeinschaftsschulen, aber auch Vertreter*innen der Staatlichen Seminare und



wichtige Multiplikator*innen aus der Bildungsverwaltung, die auch die folgende Kaffeepause für weitere Nachfragen und zur Netzworkebildung nutzten.



Der Nachmittag endete mit einem interaktiven Workshopteil zu den inklusionsförderlichen Möglichkeiten des Nachteilsausgleichs für Schüler*innen mit Förderbedarf (Beeinträchtigungen, chronischen Krankheiten etc.), angeleitet durch die zum Thema forschende Expertin Ramona Lau, die zudem als Lehrerin des Oberstufenkollegs Bielefeld über langjährige Erfahrungen mit ganz unterschiedlichen individuellen Anwendungen von Nachteilsausgleich verfügt. Wie die vielfachen Rückfragen aus dem Publikum zeigten, besteht ein großes Informationsdefizit hinsichtlich der konkreten Einsatzmöglichkeiten und Verfahrensformen dieses unverzichtbaren Instruments auf dem Weg zu mehr Bildungsgerechtigkeit. Hier seien die Landesministerien zu einer besseren Kommunikation und Verbreitung der Informationen über das Instrument an sich sowie die sehr uneinheitlichen, sich von Bundesland zu Bundesland unterscheidenden Verwaltungsvorschriften aufgefordert.

Denn aufgrund einer in der Diskussion als mangelhaft bewerteten Informationspolitik kämen Nachteilsausgleiche auch in Baden-Württemberg noch viel zu selten (oder in ungeeigneter Form) zur Anwendung und hielten sich Vorurteile, dass es durch den Einsatz des Instruments zu Bevorteilung und Missbrauch kommen könnte – Annahmen, denen die Referentin durch zahlreiche Beispiele aus der Bielefelder Anwendungspraxis überzeugend entgegenzutreten konnte.

Der zweite Workshop der Reihe, „**Inklusion und sprachliche Heterogenität – ein Thema für die gymnasiale Lehrer*innenbildung?**“, rückte den gegenwärtigen Umgang mit sprachlicher Heterogenität in den Fokus und diskutierte die hochaktuellen Themen Flucht und Migration auch im gymnasialen Kontext. Die Referentinnen des Workshops näherten sich dem



Abb.: Links der Leiter der Tübingen School of Education, Thorsten Bohl; auf der rechten Seite die Verantwortlichen für den zweiten Workshops: Kristina Peuschel (vorne) und Marcus Emmerich (hinten).

Themengebiet dabei aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Blickrichtungen.

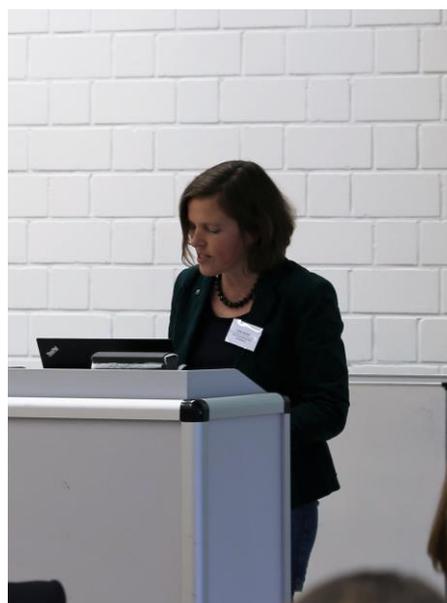
So betrachtete zunächst die Soziologin Ulrike Hormel (PH Ludwigsburg) die kommunalen Beschulungsstrategien von ‚Seiteneinsteiger*innen‘ aus einer historischen Perspektive und erkannte in der Einrichtung der Vorbereitungsklassen (VKL) in der Folge des ‚langen Sommers der Migration‘ die Reaktivierung altbekannter, segregierender Beschulungsstrategien, wie sie bereits während der ‚Gastarbeitermigration‘ oder der ‚Flucht- und Ausiedlerwelle‘ der 1990er-Jahre praktiziert wurden. Denn auch wenn VKL seit 2015 erstmals an Gymnasien eingerichtet wurden, ist damit häufig nur eine räumliche Integration verbunden, da die geflüchteten Schüler*innen aufgrund der vorherrschenden kompensatorischen Sprachförderpolitik großenteils ‚unter sich‘ und damit

‚exklusiv‘ beschult werden. Hormel wies zudem auf die problematischen Zuweisungspraxen und Übergangsverfahren in den von ihrer Forschergruppe untersuchten Kommunen in Nordrheinwestfalen hin. Diese gestanden den neu Migrierten generell eine geringere Bildungserfolgswahrscheinlichkeit zu und orientierten sich bei der Verteilung auf die verschiedenen Schulformen vorrangig an lokalen Schulangebotsstrukturen, Kapazitätsfragen sowie schulinternen Kalkülen (z.B. Bestandssicherung). Über die dem propagierten Ziel der ‚Inklusion‘ zuwiderlaufenden Folgen dieses ‚schulischen Übergangsmanagements VKL‘ lässt sich nur spekulieren, da hinsichtlich der tatsächlichen Bildungsverläufe ehemaliger VKL-Schüler*innen über ihre zweijährige Förderzeit in den VKL hinaus noch keine belastbaren Daten erhoben worden sind.

Konkrete Erfahrungen aus der gymnasialen VKL-Praxis im Raum Tübingen standen im zweiten Beitrag des Workshops im Mittelpunkt: Isabel Platz, Lehrerin eines Rottenburger Gymnasiums, stellte das VKL-Konzept ihrer Schule vor, das – bei positiver Prognose für die einzelnen Schüler*innen – eine schrittweise Ausweitung von Teilintegration in die regulären Klassen vorsieht. Ihre Ausführungen machten schnell die großen Herausforderungen deutlich, die die organisatorische Umsetzung einer individuellen Sprachförderung und gestaffelten Integration von VKL-Schüler*innen in die Regelklassen für die involvierten Lehrkräfte und Kollegien mit sich bringt.



Die notwendige Flexibilität individualisierten Unterrichts, die sehr viel größere Abstimmungserfordernis zwischen den Kolleg*innen und der hohe Beratungsbedarf aufseiten der in den VKL beschulten, neu nach Deutschland migrierten Kinder (und ihrer Familien), die nicht selten mit traumatisierenden Erlebnissen ihrer Flucht zu kämpfen haben, bringt gerade engagierte Lehrer*innen, die ihre Aufgabe ernst nehmen, an ihre persönlichen Grenzen. Platz' Forderungen an die Politik nach einer größeren (Stunden-)Entlastung der Lehrkräfte, die Aufstockung der Schulsozialarbeit und die



Hinzuziehung weiterer professioneller Unterstützungssysteme stießen so auch auf große Resonanz unter den Teilnehmer*innen des Workshops.

Das inklusive Entwicklungspotenzial, das in der Anerkennung von Mehrsprachigkeit als Kompetenz liegen könnte, nahm im Abschlussvortrag des Workshops die in Freiburg lehrende Linguistin und Mehrsprachigkeitsforscherin Katharina Brizic in den Blick. Ausgehend von ihrer aktuellen Forschungsstudie über den Bildungserfolg multilingual geprägter Schüler*innen legte sie einen Zusammenhang zwischen starken Bildungsaspirationen (der Kinder und ihrer Eltern) und hoher Mehrsprachigkeit nahe, da letztere (abhängig von der jeweiligen Herkunftsregion) häufig mit einem niedrigen sozioökonomischen Status der Familie in Deutschland korreliert. Aufgrund der – aus eurozentrischer Perspektive – Peripherität und (oftmaligen) Mündlichkeit der Kompetenzen schlugen sich diese trotz der Ambitionen der multilingualen Schüler*innen und ihrer Eltern nicht im erhofften Bildungserfolg nieder. Wie schon ihre Vordrönerin Platz votierte daher auch Brizic für ein durchgängiges schulisches Sprachbildungskonzept mit einer stärkeren Anerkennung und Nutzbarmachung nichtdeutscher lingueller Herkunftskompetenzen und der Professionalisierung aller Lehrkräfte für sprachsensiblen Fachunterricht.



Der mit Schulleitungen, Fachlehrer*innen und VKL-Lehrkräften aus regionalen und überregionalen Schulen, Vertreter*innen der Staatlichen Seminare sowie Multiplikator*innen der Bildungsadministration abermals gut besuchte Workshop zeichnete damit eine Ausweitung der Ansätze kompensatorischer Deutschförderung auf die Anerkennung der multilingualen Sprachkompetenzen nach. Die sich im wissenschaftlichen Diskurs aktuell zeigende Erweiterung und z. T. auch Umorientierung einer allgemeinsprachlichen DaF/DaZ-Förderung zu Konzepten sprachlicher Bildung in den Fächern wird in Ansätzen von informierten, aufgeschlossenen und gut ausgebildeten Lehrkräften bereits in die schulische Praxis übernommen. Dabei werden herkunftssprachliche Ressourcen im und um den Unterricht verstärkt wertschätzend wahrgenommen und die neu angekommenen Schüler*innen so mit ihren bereits vorhandenen Fähigkeiten zunehmend gewürdigt. Dennoch zeigt sich auch, dass es noch vieler Anstrengungen und auch entsprechender bildungspolitischer Entscheidungen bedarf, bis der gesellschaftliche Normalfall Mehrsprachigkeit nicht mehr als Bildungshindernis gilt.

Während sich die ersten beiden Veranstaltungen an das schulische Feld richteten, bot der dritte Workshop, „**Inklusion – ein fachdidaktischer Forschungsgegenstand?**“, Raum für den internen Austausch zwischen Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, um Forschungs- und Entwicklungsperspektiven am Lehrerbildungsstandort Tübingen anzuregen. Diskutiert wurden theoretische, methodologische und methodische Fragen, die sich – aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven – in Hinblick auf die Erschließung eines Forschungsgegenstandes ‚Inklusion‘ aus erziehungswissenschaftlicher und fachdidaktischer Perspektive stellen. Anregungen für die interdisziplinäre Diskussion lieferten ein Input zu den zentralen



Forschungsfragen inklusiver Didaktik sowie eine kritische Skizze aktueller Ansätze in der qualitativen Inklusionsforschung.

So erläuterte der Hildesheimer Experte für inklusiven (Fach-)Unterricht und Geschichtsdidaktik, Oliver Musenberg, das Spannungsfeld von Fachlichkeit und Differenzierung am Beispiel eines inklusionsorientierten Postkolonialismusprojekts mit Berliner Schüler*innen der Sekundarstufe, das sich durch die kreative Ausdifferenzierung der Annäherungsmodi an das Phänomen ‚Kolonialismus‘ in Form eines Angebots verschied-

enster ‚inkluisiver Kommunikationsstationen‘ auszeichnete (u.a. Kolonialwarenladen, nachgespielte Szenen von Missionierung und ‚Versklavung‘, Videostation mit Ausschnitten aus Kolonialfilmen etc.). Bei allem Wohlwollen gegenüber entwicklungsorientierter Differenzierung sah der Inklusionsexperte angesichts der vielfältigen medialen Darstellungsformen und z.T. Dramatisierungen des zu vermittelnden Phänomens ‚Kolonialismus‘ aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive dennoch die Frage aufgeworfen, ob durch die gewählten medialen Formen der differenzierenden Annäherung an das Thema eventuell eine verfälschende „Vervielfältigung“ des fachdidaktischen Gegenstandes einhergehe. Musenberg forderte daher eine stärkere Beforschung des „Einsatz[es] von Medien für den Zuschnitt und die Akzentuierung der differenten Unterrichtsgegenstände“, und forderte dazu auf zu reflektieren, wie einer unzulässigen Simplifizierung oder Verzerrung fachlicher Phänomene durch inklusive, interne Differenzierung besser vorgebeugt werden kann.

Die Tübinger Erziehungswissenschaftler und Veranstalter des Workshops, Marcus Emmerich und Daniel Goldmann, wiederum gaben einen Überblick über die Forschungstätigkeit im Bereich ‚Inklusion‘, die sich bislang mit einigen Ausnahmen eher auf den Bereich der Implementations- und Evaluationsforschung konzentriert, während fachdidaktische und Grundlagenforschung ein übergeordnetes Desiderat bleiben. Um die Dynamiken des Unterrichtsgeschehens und das komplexe Zusammenwirken von Inhalts- und Sozialdimension in der pädagogischen Interaktion besser nachvollziehen zu können, forderte Goldmann qualitative, von Erziehungswissenschaft und Fachdidaktiken kooperativ durchgeführte Studien, um insbesondere das didaktische Lehrerhandeln und die pädagogische Zuschreibung von ‚Verstehen‘-Können an die Schüler*innen zu untersuchen.



Im systemtheoretischen Rekurs auf Luhmanns Konzept des „Verstehenverstehens“ arbeitete im Anschluss auch Emmerich als zentrales Problem gegenwärtiger inklusiver Unterrichtspraxis heraus, dass Schüler*innen mit Förderbedarfen nun zwar vermehrt qua Anwesenheit in Regelklassen integriert würden, sie dabei aber vielfach nach wie vor aus der pädagogischen

Kommunikation ausgeschlossen blieben, indem ihnen „sachbezogenes Verstehen“ bereits durch die diagnostische Etikettierung von vornherein abgesprochen wird. Die soziale Differenzierungskategorie ‚Behinderung‘ fungiere daher als Lösung der „Rekursionsblockade“ pädagogischer Kommunikation. Eine wichtige Aufgabe erziehungswissenschaftlich-fachdidaktischer Inklusionsforschung sehen die beiden Tübinger Forscher daher darin, neben der Bedeutung des Sachgegenstands als Differenzierungsoperator im inklusiven Unterricht vor allem auch das Zusammenspiel von Sozial-, Zeit- und Sachreferenz in der pädagogischen Kommunikation und damit die Verbindung von sozialer (De-)Kategorisierung und Leistungsdifferenzierung genauer zu untersuchen.



Alle drei Workshops der Reihe „New Topics INKLUSION“ waren gut besucht, wobei insbesondere bildungsadministrative Institutionen (Regierungspräsidien, Staatliche Seminare, Fortbildungsakademien etc.) großes Interesse am Austausch zeigten. Die erhoffte Intensivierung der forschungsorientierten Vernetzung mit interessierten fachdidaktischen Kolleg*innen gelang ebenso wie der Aufbau von Schulkontakten und die Eruerung von Bedarfen aus dem schulischen Feld, sodass die Workshopreihe von den Veranstalter*innen als sehr erfolgreich verbucht werden konnte und eine Neuauflage mit anderen inklusionsspezifischen Schwerpunktsetzungen bereits konkret angedacht wird.

Jana Domdey (Feb. 2018)